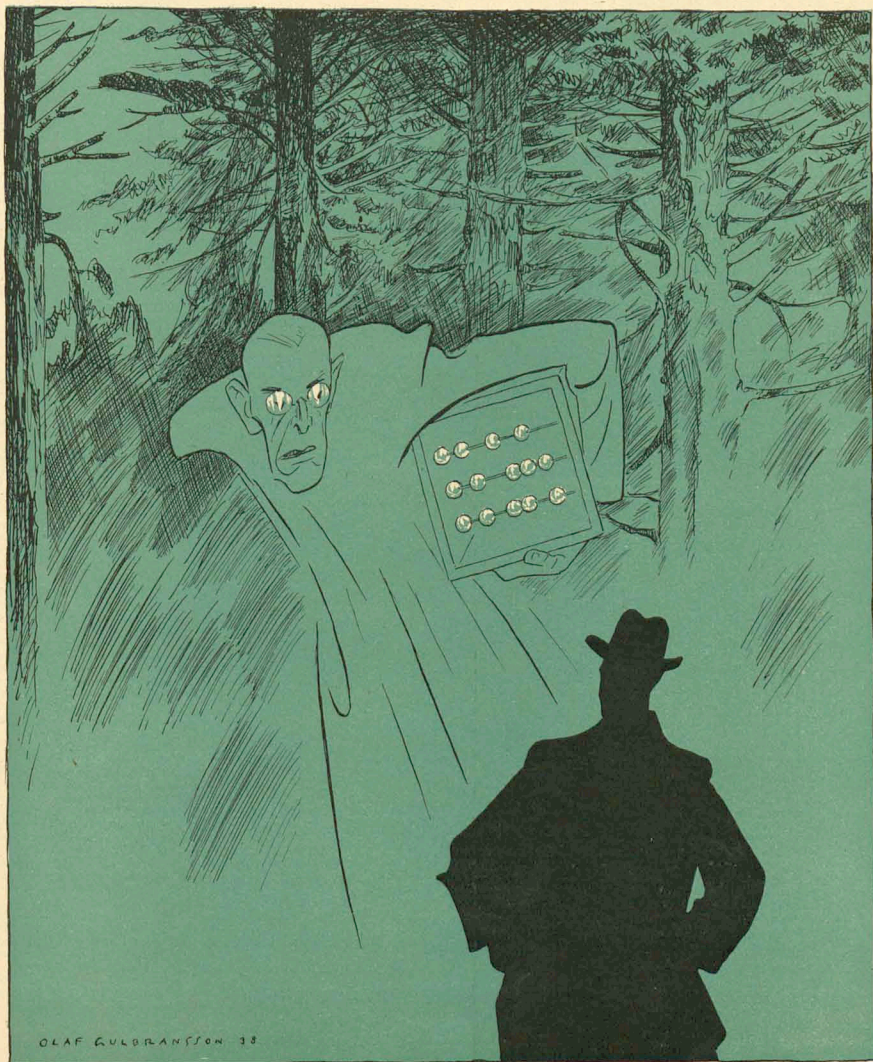


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

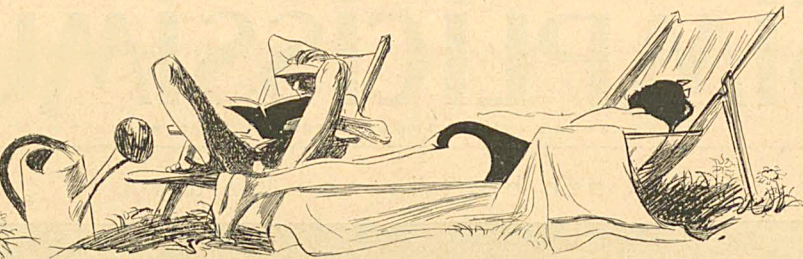
In den böhmischen Wäldern

(O. Gulbransson)



OLAF GULBRANSSON 38

„Wenn Sie wissen wollen, wie man 's nicht macht, Lord Runciman, dann denken Sie an mich, Woodrow Wilson!“



SIE SIND WIE PERLEN

Von Walter Foitzick

Meine Großmutter hielt Hosen für etwas Unpassendes und deshalb nannte sie sie Pantalons, denn zu Zeiten unserer Großmütter hatte man für alles, was man für nicht ganz passend hielt, einen französischen Ausdruck. So feyn waren die Leute damals, und Großmama nannte das, wozu wir heute Schlüper sagen, Dessous, und es waren auch Spitzen daran. Eigentlich sprach Großmama überhaupt nicht darüber, und es war wohl nur der Großpapa, allerdings zu der Zeit, als er noch nicht mein Großpapa war. Doch das sind Familiengeschichten, die der Großvater die Großmutter nahm. Wie meine Großmama die Kurze Wits genannt hätte, weiß ich nicht, denn sie hatte gewiß keine Gelegenheit gehabt, so ein Ding zu Gesicht zu bekommen.

Jetzt ist die Lederhose in aller Hände, hätte ich fast gesagt, aber man trägt sie ja nicht auf der Hand, sondern — im Gebirge. Sie denken vielleicht, eine Lederhose kann man einfach in einem Geschäft kaufen, wie man sich ein Buch aus einer Buchhandlung holt. Hände weg, oder vielmehr Gesäß weg, von einem unbedachten Einkauf. Der Kauf von Lederhosen erfordert Fachkenntnis. Ehe ich mir eine kaufte, habe ich auf Lederhosen studiert.

Eine Hose aus imitiertem Leder gehört überhaupt nicht hierher, und man darf in Lederhosenbesitzkreisen nicht von so etwas sprechen. „Hüten Sie sich vor Spaltleder“, hatte man mir gesagt. Ich war erstaunt, daß man so etwas Dünnes wie Leder überhaupt spalten kann. Das grenzt doch schon an Haarspaltleder.

Das Leder hat von der Oberfläche eines Jagdbaren Tieres zu stammen. Hirschleder, Eichleder, Gamsleder. Zu Krachleder muß ich bemerken, daß Krach kein Tier ist. Eine Hose aus Gamsleder wird von Kennern geradezu mit Gold aufgewogen. Da ich meine vielen Goldstücke dieser Tage alle abgegeben habe, weil sie nichts mehr wert sind, werde ich wohl nicht in den Besitz einer Gamslederne geraten, ich kann mich nicht aufwiegen. Wenn man eine Lederhose kauft, ist sie weich und sauber. Dagegen muß vorgegangen werden, weil das nicht altivoll ist. Um den richtigen Stil zu erreichen, benützt man die Hose als Taschenbuch, Handtuch und Putzlappen. Dadurch bekommt sie die Patina und den Glanz von Edelsteinen. Das wird von den Kennern sehr geschätzt. Neuerdings ist die Unsitte eingerissen, Lederhosen in Reinigungsanstalten säubern zu lassen, so entfernt sind manche Leute schon von der schlichten Sitte unserer Altväter. Was eine gut patinierte Lederhose ist, muß ohne menschliche Hilfe aufrecht stehen können. Ich habe einen Bekannten, der hat drei Lederhosen stehen und er zeigt sie lieber als den Annessalm im Schloß seiner Väter. Solche Hosen sind wie Perlen, die, wenn sie nicht auf der Haut oder Frauen getragen werden, Glanz und Luster verlieren und erblinden. Lassen Sie Ihre Kurze Wits nicht erblinden!

Viele Hosen sind bestickt, in der Art von Reisetaschen der Bledermalerzeit, aber man verwendet dazu nicht Sprüche wie: „Glückliche Reise“ und

„Gedenke mein“. Nein, das ginge denn doch nicht. Man bestickt sie mit Gebüsch und Darstellungen aus dem rauen Jägerleben. Auf diese Weise kann man jede Krachlederne sofort von einer Frackhose unterscheiden, auf der solche Stickereien eigentlich niemals zu sehen sind.

Am besten ist es, wenn man seine Lederhose erbt, dann hat man für die Patinierung nicht mehr zu sorgen. Aber nicht jedem gelingt es, einen Holzkracher oder womöglich Originalwilderer in der Ahnenreihe zu haben und deshalb müssen sich viele Bankdirektoren, Opensänger, Schriftsteller und andere Berufstätige, die der Lederhose nicht entzogen wollen, zum leidigen Neukauf entschließen. Sonderbarerweise gibt es noch immer niemand, der neue Lederhosen anträgt, bis sie echt sind. Auf dem Gebiet wäre noch ein gutes Stück Geld zu verdienen.

Und nun zu jener Stelle der Lederhose, die meine und Ihre Großmama niemals erwähnt haben würde, obwohl sie durchaus notwendig ist. Da, wo andere Hosen schlicht zugeknöpft werden, hat die Lederhose nämlich so eine Art Zugbrücke, wie Ritterburgen, oder Fallreep wie alte Segelschiffe. Warum das so ist, weiß ich nicht, aber die Wissenschaft von der Volkkunde wird das sicher aus uralten Sitten und Gebräuchen erklären können und vermutlich hängt es, wie fast alle solche geheimnisvollen Dinge, mit irgend einem Dämonenglauben zusammen.

Rest vom Sommer

Von Karl Martin Schiller

It das noch diefjelle
Sonne, dieje bleiche
Schelbe, dieje gelbe,
unter deren Zeichen ich ermaede!

Sind das noch die gleichen
Zweige, die aus Ostreifen
Rebels durch die bleichen
Schelben heut in meine Kammer gteifen!

Sonne jöhlug nach innen,
dort mich zu durchbluten,
und durch mich nun rinnen
jener Däume ewige Lebensfluten.

Selber sich verzehrend,
sommellicher Keim,
welfend mein geheimftes Wejen nähren,
fielen sie der Seele Afergrund anheim.

DER FREMDLING

Von Edmund Bickel

Ein Herr mit angelegten Schläfen saß einsam auf der sonnigen Terrasse des Alpenhotels, kein Mann, ein Herr. Abgesehen von der herrlichen Aussicht auf den See und die Berge war alles vornehm. Sogar die Küchenmädchen sagten „Sie“ zueinander. Das heißt sich allerhand. Aber wie vornehm erst die Gäste waren! Herzöge, Fürsten, Prinzen und noch vornehmere Leute aus England, Frankreich, vom Balkan und aus Indien weilten im Hause. Kein Wunder, daß da der Ober noch vornehmer als alle miteinander war. Gar mancher englische Lord oder Filmschauspieler wäre froh gewesen, wenn er nur halb so vornehm ausgesehen hätte, von den Manieren und Sprachkenntnissen ganz zu schweigen. Es paßte eben alles zusammen.

Dieser vornehme Ober begab sich zu dem Herrn auf der Terrasse, verbeugte sich unmerklich und erkundigte sich flüsternd nach dessen Wünschen, in englischer Sprache versteht sich. Es war sogar das vornehme Eton-Englisch. Jedes andere Idiom wäre unangebracht, ja geradezu beleidigend gewesen. Herrn, die so aussehen, sind Engländer. Wie zu erwarten, gab der Gast wider auf die grüßende Verbeugung, noch auf die Worte irgendeine Antwort, sondern griff ins Leere, was „Karte“ bedeutet. Der Ober reichte ihm die bereits am Tisch liegende Mappe aus schwarzem Schweinsleder, in der auf kostbarem Büttenpapier die (natürlich) ohne Preisangabe aufgeführte Liste der Frühstücksmöglichkeiten lag. In Eton-Englisch. Es war nämlich Nachmittags und der Gast mochte daher Lust nach einem Frühstück haben. Ohne lang zu suchen, murmelte der Herr etwas, was der Ober nicht verstand. Es war auf keinen Fall englisch, aber es klang vornehm.

Jetzt kam Leben in den Ober. Er sprach ja ein genau so vornehmes Französisch, um das ihn ein französischer Diplomat schon beneidet hatte. Der Gast sah ihn aufmerksam an, verstand ihn aber offensichtlich nicht. Italienisch, ein perlendes Toskanisch, war leider auch erfolglos. Der Ober plauderte versuchsweise schwedisch mit leichtem südlichen Einschlag, spanisch, portugiesisch, dann probierte er der Reihe nach russisch, bulgarisch, türkisch mit einigen Dialekten, dazwischen holländisch, malaisisch, armenisch. Es war alles umsonst. Der Gast starrte ihn erwartungsvoll wie einen Theatervorhang an und schwieg. So folgte Pidjinnenglisch, Taubstummensprache, Hausa, Ewe, zwei in Afrika viel gesprochene Idiome, Chipewew-Indianisch, Bengali und in der Verzweiflung sprach er hottentottisch. Mehr konnte er nicht. Nunmehr erhob der Herr seine Stimme und sagte: „Ja, sagt S' amal, Herr Ober, kenna Sie vielleicht a deitsch?“ Und bestellte, wie entsetzlich, eine Portion Leberkäse und eine Halbe Bier.

Er bekam sie natürlich nicht, aber der Ober bekam einen Wutanfall und soll eine halbe Stunde lang in allen Welt Sprachen derartig geflucht haben, daß der Pikkolo etwas tat, was in seinem Alter nicht mehr hätte vorkommen dürfen. Ein Glück nur, daß der Gast das alles nicht erfuhr, als er im Dorf unten Brotzeit machte.

Reife Früchte

(Erich Schilling)



„Siehste, Else, so ist 's richtig, Äppel stehlen wie Adam und Eva, und die Erkenntnis, wie nett so 'n Sündenfall ist, werden wir hoffentlich auch bekommen!“

Ferngespräch

(K. Heiligenstaedt)



„So, Fritz, und jetzt sage nur noch für eine Mark und fünfzig Pfennig ‚Mausi‘ zu mir!“



Der Gegenbeweis: „Weißt du, es gibt eben keinen Mann, der seiner Frau treu ist!“ — „Doch — doch — der meine war mir's erst kürzlich wieder.“

AUSTERN

Von Hans Karl Breslauer

„Claire, was hast du?“ — „Ach...“
 „So rede doch... Rede...“ Claire richtete sich langsam auf und sah die Freundin verstört an.
 „Wie froh bin ich, Leonie, daß du gerade heute zu mir kommst... Es war ja so schrecklich... und wenn ich daran denke —“ Claire hielt erschauernd inne, ihre Augen wurden blank und sie flüsterte verzagt: „Nie, nie, werde ich diese grauenvollen Minuten vergessen...“
 „Was denn?... Was ist dir zugestoßen, Claire?“
 „Setz dich zu mir, Leonie, ganz nahe zu mir...“
 „Kind, beruhige dich — und wenn es dich zu sehr aufregt —“
 „Nein, du sollst alles wissen...“ Claire preßte die Finger an die pochenden Schläfen und sagte leise: „Es hing alles an einem Faden!“
 „Du wirst immer rätselhafter, Claire...“
 „Hör mich an, Leonie... Als ich gestern abend etwas verspätet nach Hause kam, machte mir

Felix wieder einmal eine Szene... Er hielt mir mein langes Ausbleiben vor, seine Anschuldigungen wurden immer heftiger, ich wehrte mich, erklärte ihm, daß er über seinen Patienten und seiner Praxis seinen Haushalt und mich vernachlässige, und es kam zu einem regelrechten Krach... Schon befürchtete ich das Allerschlimmste, da stürzte das Mädchen in den Salon und rief: Herr Doktor, soeben hat die Haushälterin Herrn Bertrams angerufen. Herr Bertram ist ohnmächtig zusammengesunken...“
 „Karl —“ sagte Leonie bestürzt.
 „Du wirst sofort alles erfahren... Es war ja zu schrecklich... Felix war plötzlich ganz Arzt und stürzte fort... Die Stunden schlichen träge dahin und es war lange nach Mitternacht, als er endlich wieder zurückkam... Ein Glück, daß man mich sofort verständigte, sagte er, der arme Kerl dürfte mit einer Dame soupiert haben, denn als ich zu ihm kam, standen im Speisezimmer noch die Reste eines Soupers auf dem Tisch und ich mußte ihn mit einer schweren Austernvergiftung ins Spital transportieren lassen...“ — „Gräßlich...“

„Felix zündete sich eine Zigarette an und ging nachdenklich auf und ab... Ich hoffe, sagte er mehr zu sich selbst redend, daß die Geschichte glimpflich verläuft. Was wir tun konnten, haben wir ja getan, aber wenn ich denke, was gewesen wäre, wenn man mich erst später gerufen hätte, und daß jetzt vielleicht irgendwo eine arme Frau mit dem Tode ringt...“
 „Mit dem Tode —“, stammelte Leonie.
 „Kannst du dir meine Situation vorstellen?...“
 Claire umklammerte die Hand der Freundin.
 „Kannst du dir sie vorstellen?... Noch lag mir die Aufregung des Streites in allen Gliedern — und schon fühlte ich alle Symptome der Vergiftung... Schweiß trat mir auf die Stirne, Todesangst würgte mich und mit den letzten Kräften raffte ich mich auf...“
 „Um Himmelswillen, Claire — du —“ rief Leonie.
 „Du hast Felix alles gestanden?“
 „Was hätte ich ihm gestehen sollen?“ sagte Claire verwundert. „Ich raffte mich auf und ging ins Schlafzimmer... Gestehen... Du weißt doch, daß ich keine Austern esse!“

Im Vertrauen

(H. Lehmann)



„Auf meine Diskretion können Sie rechnen, gnädige Frau, erst gestern hat mir Ihre Freundin gesagt, was sie über Sie denkt!“

DAS VEHIKEL

Von Hans Reiser

Das Landhaus des berühmten Dichters lag sehr hübsch im Grünen, nur eine Bahnstunde von der Stadt entfernt und doch in „traumstillen Wildnis“, wie der Meister selbst es formulierte. Er war ein gastfreundlicher Hausherr und sein Grog so kräftig, wie man ihn mischte, und ein spirituosum Stoff fehlte es keineswegs. Seine Gattin empfahl sich einige Zeit nach Mitternacht und überließ die langsam blau anlaufenden Männer sich selbst und ihrem ferneren Schicksal.

Da machte Dr. Streusand aus Versehen eine Entdeckung. Er tapste nach seinem Glas, tat einen Zug und — „Pflü Teufel, was ist denn das?“ schluckte und spuckte er und zog ein Gesicht, als hätte er eine Flasche Hustentropfen ausgetrunken. „Hören Sie mal, Herr Hierl!“, wandte er sich an seinen Nachbarn, „ich hab' da ein felsches Glas erwischt — pures heiliges Wasser! Das Glas des Meisters! Was sagen Sie dazu? Wir sind alle ehrlich besoffen, wie sich das für anständige Leute gehört, ich habe fast nur reinen Arrak vertilgt, er trinkt den ganzen Abend Wasser, leeres Wasser —“

„Vielleicht macht er eine Darmkur durch?“ bemerkte Hierl.
„So eine Gemeinheit! Hierl, das ist eine Gemeinheit! Ich trinke nichts mehr, aus Schluß, ich geh' nach Hause!“

„Ah, was, mir bleibn alle da, wo wollns denn jetzt hin, mitten bei der Nacht, geh' ja kein Zug nicht mehr!“

„Mir egal, dann gehe ich zu Fuß. Und Sie kommen mit! Das gebietet die Solidarität! Das ist ein unerhörter Skandal, sowas!“

Ein Blick tiefer Vorachtung traf das mit Wasser geschändete Glas und streifte mit scheu verhaltener Wut den Hausherrn, der aus dem Salon herintrat. Auch Hierl war es, als hätte ihn eine kalte Dusche überrieselt, die Stimmung war weg, das sah er ein, weg wie weggeblasen.

„Wissens was?“, meinte er, „i hab ja mei Radl dabei. Wenn Sie wollen“

„Sie sprechen schon vom Aufbruch, meine Herren!“ Der Hausherr drang liebenswürdig Beredsam in sie, doch unbedingt dazubleiben, man habe Platz genug im Hause und es sei für alle Bequemlichkeit vorgesorgt. Doch Dr. Streusand ließ sich nicht erweichen, er dankte, er habe morgen zu tun, sie hätten zwar den letzten Zug veräumt, aber das mache gar nichts, weil Hierl ein Rad habe.

„Zu zweien mit einem Rad? Ist das nicht etwas gewagt?“

Dr. Streusand richtete sich mit Anstrengung senkrecht auf und auch Hierl warf sich in die Brust. „Mir als alte Sportsmänner, Herr Doktor, da feilt si nix!“

Unhöflich kurz verabschiedeten sie sich, waren rasch draußen, tappten in die Dunkelheit und schoben das Rad in den Lichtschein, der von den erleuchteten Fenstern auf die Straße fiel. Hierl, der Besitzer des Fahrrads, erließ es und fuhr langsam und verhältnismäßig gerade an, und Dr. Streusand gelang es nach einigen Hüpfen, auf dem Aufstieg an der Hinterradachse Fuß zu fassen. Um das Gewicht der beiden Körper nach der Mitte zu legen, mußte er sich stark auf Hierls massiven Buckel lehnen. Dieser hielt dem schweren Druck nicht stand. Das Rad beschrieb gefährliche Zickzacklinien, bäumte sich plötzlich wie ein ungebärdiges Pferd hinten auf und schleuderte die beiden Männer über die Lenkstange nach vorne auf die Straße. Sie standen gleich wieder auf den Beinen. Hierl hob das Stahlrohr auf und drehte die schiefe Lenkstange zurecht. Streusand versuchte ihn wegzuschieben. „Gehen Sie weg da, Sie sind besoffen!“

„I, do hört si verschiedenes auff! Ich bin so nüchtern wie a Salzharing!“

„Schön, dann steigen Sie hinten auf!“

„Bitte. Von mir aus. Wern scho sehn, wa weils kemmal!“

Streusand schwang sich in den Sattel, hielt belahene tadellos die Balance und fuhr nur zu schnell. Hierl trabte schaufend hinterdem und erwischte den Sattel. Durch ausdauerndes Hinken auf dem rechten Bein gelang es ihm schließlich, auf dem Aufstieg zu stehen, er lehnte sich aber nicht auf den Fahrer und ließ ihn auch nicht los. Er war untersetzter und schwerer als Streusand, hing mit seinem geringen Gewicht nach hinten und rief ihn mit, das Rad stieg vorne hoch und schmiß die Männer mit einem entsetzlichen Krach nach rückwärts hinunter.

„Sie können ja vielleicht ganz guat mit Handwagn fahrn!“, sagte Hierl im Aufstehen, leicht beleidigt, „aber vom Radfahrn habn Sie keine Ahnung!“

„Bah! Streusand fischte seinen Hut auf. „Keine Ahnung — das wär' noch schöner — wo ich Tausende von Kilometern — hal' Natürlich, wenn Sie den Bauch voll Arrak haben —“

„Ja, den habn Sie voll! Mir scheint, Sie sind busfta, Herr Nachbar! Drei Speichen ab, Sakradi, a nagelnes Rad!“ Er werkte am Rad herum, aber es war walter nichts kaputt.

„Soll ich vielleicht Wasser sammeln, wie der Füll-federtheil!“ schnaubte Streusand, während er

seinen Anzug abstaubte. Hierl sagte nichts mehr. Sie waren noch kaum hundert Meter weit vom Hause weg. Er versuchte sich vorzustellen, wie lange sie, wenn es in dem Tempo weiterging, zu den zwanzig Kilometern bis zur Stadt brauchen würden. Am liebsten wäre er wieder umgekehrt, aber das ging nicht, es wäre eine Blamage gewesen.

„Lassen Sie doch den Karren in Ruhe, der hal Ihnen nichts geht“, höhnte Streusand. „Hat ja alles keinen Zweck, wir müssen weiterkommen!“ „Karrn —“ versuchte Hierl einzuwenden, „Sie tun llna ganz leicht —“

„Alles keinen Zweck, Herr Hierl. Also passen Sie auf.“

Sie besprachen jetzt sehr ernsthaft alle technischen Probleme und Erfordernisse der Radfahren, Aufstieg und Abstieg, Festhalten, Gewichtsverteilung, Balance, Anfangsgeschwindigkeit, gesteierte Fahrt und so weiter, und waren sich im großen ganzen einig. Dann stieg Streusand auf und Hierl landete hinten und hielt sich recht gut. Es ging ausgezeichnet. Fünf Minuten lang. Dann erfolgte krachend und klirrend der unausbleibliche Sturz, diesmal nach der rechten Seite; und das war ein Glück, denn links der Straße schoß die Böschung zum Kanal hinab.

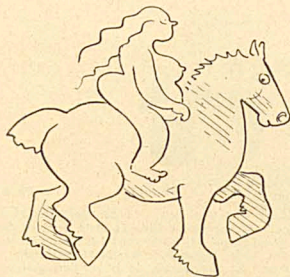
„Da muß eine Furche sein!“ Der Doktor scharrte mit dem Fuß auf der finsternen Straße und rieb sich die verstaubte Hand. Doch weiter war nichts passiert. Hierl suchte irgendwo seinen Hut. „Laß doch den ollen Deckel!“, schlug Streusand in die rebenschwarze Finsternis hinein, „vorwärts, Mann! An die Gewehr!“

Er war jetzt sehr zuversichtlich, sie hatten sich ganz schön auf dem Rade gehalten, es mußte auch weiter so gehen und immer besser. Nur direkt neben dem Kanal wollten sie es nicht mehr probieren, das war doch zu riskant. Hinter der Brücke auf der freien Landstraße stiegen sie wieder auf eine Höhe und Konzentration auf das schwierige Werk, die dem Nächsten um die Ehre gemacht hätte. Und es gelang und gelang immer wieder, und endete immer wieder mit demselben Erfolg, mit dem mathematisch sicheren, wie ein Eisenbahnzusammenstoß schauerhaft nach rechts und links einherziehenden Sturz. Es gab keine Richtung, nach der sie trotz allem die Richtung, nach der sie los wollten, nicht flogen. Die unheimlichen Bogen und tollkühnen Serpentina, die sie beschrieb, veranlaßten Streusand zu der Bemerkung, daß sie seinem Gefühl nach die Straße nicht mehr in der Länge nach beschreiben, aber er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, da lag er schon wieder unten. Das eine Mal flog er nach rechts und Hierl nach links, dann Hierl nach rechts und Streusand nach links, dann beide nach rechts, dann beide nach links, dann einer nach vorne und einer nach hinten, dann beide nach hinten und wieder beide nach vorne, und so fort in allen Wiederholungen und Variationen. Die Tiernamen, die sie sich vor und nach jedem Unfall, an dem immer der andere schuld war, zuriefen, hätten ausgereicht, um ein zoologisches Lexikon zu füllen. Bewundernswert war dabei die Unerbarmlichkeit und stoische Ausdauer und der großartige Optimismus, mit dem sie den Reiterkampf mit dem Stahlrohr, als wäre es ein unbezähmbares argentinisches Wildpferd, nicht aufgaben. Sie erreichten sturzböse Höchstleistungen von fast einer Viertelstunde, das feuerte sie erst recht an und befüllte ihre Energie um so mehr. Sie fuchteten und schimpften längst nicht mehr, selten nur war irgendwo aus dem Dunkel ein unterdrücktes Brummen oder Stöhnen zu hören. Sie flogen nur, sie wußten, daß es sein mußte und nun einmal dazugehörte, schweigend und ohne Verbitterung taten sie ihre Pflicht. Ohne sich um die Fluchtigkeit zu kümmern, ohne jeden Neugier und ohne jede Kontrolle flogen sie hintereinander und miteinander, übereinander und untereinander und durcheinander. Es war ihnen vollkommen einerieil, ob sie, objektiv betrachtet, mehr durch Fahrten vorwärts kamen oder mehr durch Flügelstöße.

„Sie mit Ihrem komischen Hochrad!“ stöhnte Streusand. Es hatte ihn furchbar hingehauen, er konnte sich nicht erheben, und doch spürte er keinen Schmerz. Es war ihm nur so, als wären einzelne Teile seiner Glieder irgendwo liegen geblieben und nicht mehr auffindbar. Mit staubschmutziger Hand wischte er sich den Schweiß vom Gesicht

DIE BARRIKADE

Von Hasse Zetterström



Es schien, als wenn sie einen Augenblick nachdächte, ernst und tief, und dann sagte sie: „Haben Sie eine Barrikade?“

„Eine Barrikade? Die Frage kommt es bißchen überraschend, ich kann mich nicht so genau erinnern. Vielleicht steht eine irgendwo auf dem Boden.“

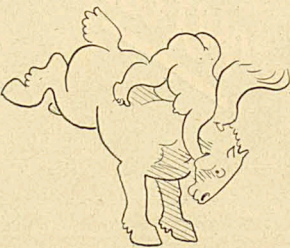
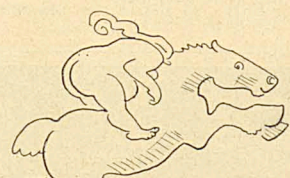
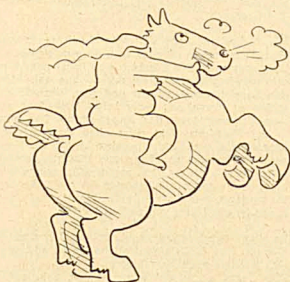
„Das ist kein Scherz. Jeder Mensch müßte eine Barrikade haben. Es ist traurig, wenn Sie keine haben.“

„Ich kenne viele Menschen, aber es ist mir nie aufgefallen, daß sie Barrikaden haben. Es ist mir auch nicht aufgefallen, daß sie deswegen krank geworden sind. Sie leben trotzdem.“

„Solche Menschen haben kein richtiges Leben.“

Sie erhob sich und stand vor mir in ihrer ganzen jungen Schönheit. Ich freute mich über die hübsche Linie ihrer Gestalt, und wenn sie sprach, lauschte ich ebenso ihrer Stimme wie dem, was sie sagte:

„Die alleinstehende Frau, die ihren stillen Kampf gegen Not und Armut kämpft, sie hat ihre Barrikade. Der Mann mit den großen Idealen, zur Befreiung der Menschheit, er hat seine Barrikade; die Frau, die für andere lebt, helfend und tröstend, sie hat ihre Barrikade. Alle haben sie etwas, wofür oder wogegen sie kämpfen.“ „Und Sie?“ „Ich habe keine Barrikade. Nur ich habe keine!



Die vier Gangarten der Amazone

„Gebet Gott, daß ich eine bekäme.“

„Sie sind noch so jung. Wem Gott ein Leben gibt, dem gibt er auch, meistens, eine Barrikade. Früher oder später.“

Sie lächelte. Und wir trennten uns. Ein Jahr verging und wir trafen uns wieder. Sie war dieselbe, aber ich konnte ihrem Gesicht ansehen, daß etwas geschehen war.

„Nä“, sagte ich, „Sie haben also Ihre Barrikade bekommen?“ „Wie wissen Sie —“

„Ich sehe es — die Gesichter dieser Menschen sind nicht wie die der anderen. Sie geben etwas mehr — nicht immer Freude, aber nie Gleichgültigkeit. Wann haben Sie Ihre Barrikade bekommen?“

„Die Zeit und die Stunde gehören mir. Aber Sie können sich nicht denken, wie süß er ist. Gestern wurde er zwei Monate alt —“

Sie blieb still sitzen und dann fügte sie hinzu: „Wenn ich recht überlege, so habe ich zwei Barrikaden. Die andere ist fünfundfünfzig Jahre älter — kennen Sie ihn?“

„Nein, aber ich kann Ihnen ein großes Geheimnis von ihm verraten. Aber Sie müssen versprechen, es nicht weiter zu erzählen — er hat auch eine Barrikade.“ „Wer ist denn das?“

„Siel es kann kein anderer sein als Sie.“ (Aus dem Schwedischen von Age Eskil Avenstrup)

Der unvergeßliche 30. August

Von Bruno Manuel

Wenn es einem Schriftsteller vergönnt ist, Lorbeeren zu ernten, dann toll man ihn nicht darum beneiden. Solche Lorbeeren können auch zum Nachteil werden. Sie bringen einem manchmal direkt Verdruß. Ich weiß das von einem bekannten Dichter, der mir die Geschichte seines ersten Autogramms erzählte.

Filmstars, große Staatsmänner und bekanntlich auch Dichter sind eine beliebte Beute der Autogrammjäger. Sie attackieren rudelweise jede Berühmtheit, die sich ihnen in den Weg stellt. Autogramme dienen aber dem Wachstum des Erfolges, weshalb es kurzichtig wäre, sich gegen sie zur Wehr zu setzen.

Zweifellos infolge seines jüngsten Liebesromanes kam eine Dame zu einem bekannten Dichter. Es war am 30. August. Und es war eine sehr charmante Dame. Sie hielt den soeben erschienenen Liebesroman in der Hand und bat um ein Autogramm. Aber mit persönlicher Widmung. Der Dichter sandte der Dame einen fragenden Blick und sprach: „Dann müssen Sie mir auch sagen, wie Sie heißen. Denn persönliche Widmungen müssen namhaft sein.“

„Aber sehr gern“, sagte die Dame mit feinem Lächeln. „Ich heiße Marieluise.“

Der Dichter schwieg — es so zu seiner Ehre festgestellt — nur einen einzigen Augenblick. Dann kam ihm sofort die Erleuchtung und er schrieb: „Für Marieluise — in angenehmem Gedenken!“ Die gute Erziehung, die ihm sein Vater gegeben hatte, hinderte ihn daran, mehr zu schreiben.

Aber der Dame genügte das nicht. Sie hatte von ihrer Mutter eine ziemliche Unpopulärheit vererbt bekommen und meinte, nachdem ihr die Widmung nicht gefiel: „Nein, so meine ich das nicht. Das ist viel zu unpersönlich.“

„Wie meinen Sie es dann?“

„Ich meine es im ganzen wärmer.“ „Wärmer?“ „Ja. Möchten Sie nicht einfach schreiben: seiner geliebten Marieluise zur Erinnerung an den unvergeßlichen 30. August?“

Worauf der Dichter zunächst ein sehr erstauntes Gesicht machte, gleich danach aber lächelte und nach dem Grundsatz „Man soll einer Frau keinen Wunsch versagen“, die erbetene Widmung wörtlich niederschrieb.

Die Dame begehrteste sich geraume Zeit daran. Dann dankte sie für das sinnige Autogramm und entfernte sich mit Gottes Hilfe. Der Dichter hat nichts mehr von ihr gehört.

Wenngleich die Geschichte bis hierher süß ist, so hat sie doch ein bitteres Ende. Denn ich weiß nicht, nach wieviel Monaten, läutete bei dem Dichter das Telefon. Er hatte sich auf einen Kriminalroman gestürzt und überlegte gerade, ob er den steckbrieflich verfolgten Helden auf Seite 175 der Polizei in die Arme fallen lassen oder ob er mit ihm noch einige Seiten Staat machen soll. In diese literarische Meditation platzte der Anruf. Es war ein befreundeter Anwalt, welcher vom alten Ende der Leitung freudestrahlend fragte: „Hallo, bist du es, Paul? Dann rate mal, wenn ich jetzt zu vertreten habe.“

Der Dichter war nicht wißbegierig. Außerdem berietete ihm die Frage Kopfzerbrechen, wie er es zuzwege bringt, um seinem Helden noch eine kurze Gnadenfrist zu gewähren. Deshalb antwortete er kühl: „Du mußt schon entschuldigen, aber es interessiert mich im Augenblick kaum, wen du vertrittst. Ich bin nämlich bei der Arbeit.“ „Du wirst davon Kenntnis nehmen müssen“, behauptete der Anwalt trotzdem. „Ich vertrete Herrn Pritzkow, der sich scheiden läßt.“

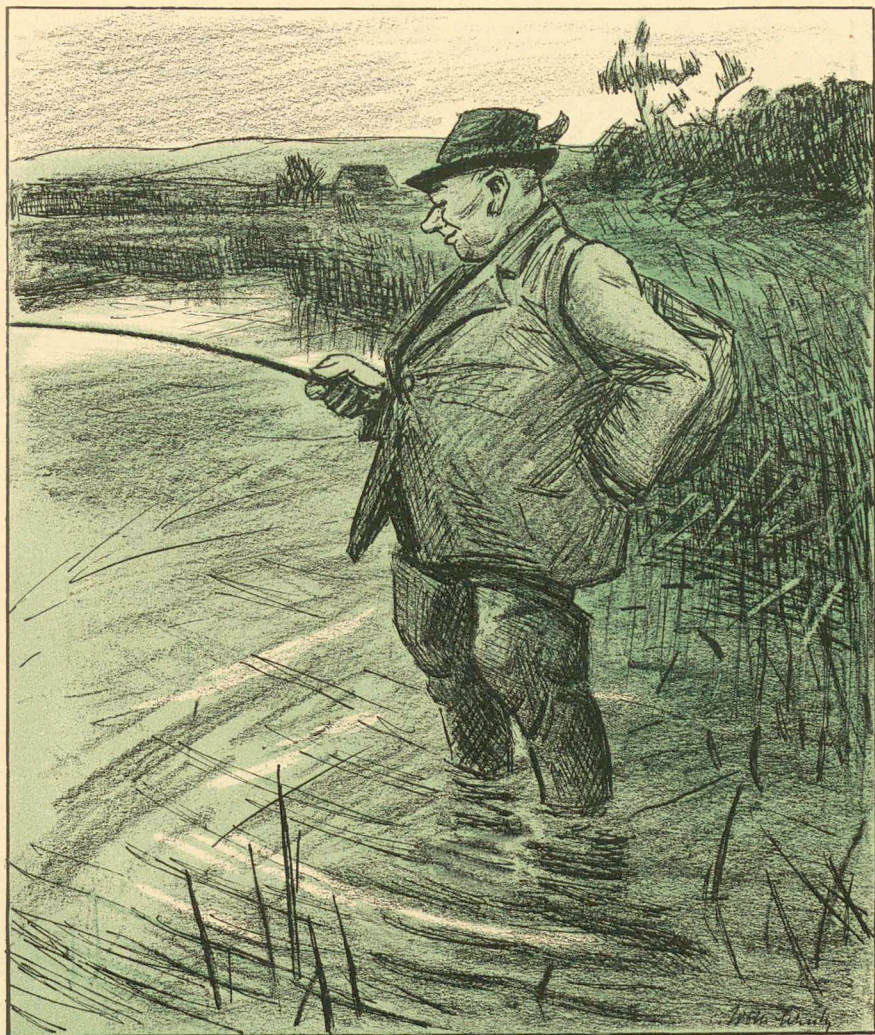
„So, was du nicht sagst. Ich kenne aber keinen Herrn Pritzkow.“

Worauf der andere zu einem boshaften Lächeln ensetzte und sagte: „Alter unverbeßlicher Don Juan. Aber Marieluise? Und der 30. August?“

„Was für eine Marieluise? Was für ein 30. August?“ Es mag nicht leicht sein, an einem Datum, an dem man nicht verschuldet hat, einen juristischen Anhaltspunkt zu finden. Deshalb druckte sich der Anwalt präziser aus und sagte: „Aber geh. Seiner geliebten Marieluise zur Erinnerung an den unvergeßlichen 30. August!“

„Was soll ich denn am 30. August getan haben?“ „Das mußt du schließlich selber wissen“, rief nun der Anwalt höchst belustigt. „Jedenfalls ist deine Widmung einer von den Scheidungsgründen, die Herr Pritzkow gegen seine Frau anführt. Du hast aber Schwein, daß noch mehr Beweise vorliegen. Deshalb kann ich auf dich als Zeuge verzichten. Aber laß in Zukunft deinen Gefühlen nicht so freien Lauf, verstehst du!“

Von diesem Tage an, wenn verheiratete Frauen mit dem bekannten liebevollen Augenaufschlag um eine persönliche Widmung baten, nahm der Dichter die würdige Haltung eines Premierministers an. Und das höchste der Gefühle, die er von sich gab, gipfelte in der Behauptung: „Für Frau Soudondo mit gebührendem Respekt!“



Du sagst, daß an Gemüt mir's mangle,
und bist der Meinung, wie mir scheint,
der Hecht, nach dem im Fluß ich angle,
betrachte mich als seinen Feind.

An und für sich bin ich ihm piepe,
dem Räuber mit dem Schuppenhemd.
Er wirt im Baumkreis seiner Triebe,
und Haßgefühle sind ihm fremd.

Im Gegenteil: hol' aus den Wogen
per Leine ich den Bösewicht,
fühlt er zu mir sich hingezogen . . .
Was deiner These widerspricht.

Ratatschke

EIN PEINLICHES ERLEBNIS

VON A. WISBECK

Während des Sommers hatte ich Aufenthalt im Hotel „Beau Rivage“ genommen. Eine drückende Hitze lagerte wachsend über dem Becken des Sees, und obschon Direktor Hägeli den Gästen täglich versicherte, daß kühlere Luftmassen bereits bei Basel stünden, stieg die Temperatur weiterhin an. „Schließlich können wir unsen Bridge auch in einer höheren Lage spielen!“ schätzte Graf Lundström und schlug Chamonix vor. Herr van Schooten und ich stimmten bei, und so beschloßen wir für den nächsten Tag unsere Abreise. Dazu kam es nun allerdings nicht, und wenn ich mich der nun folgenden Ereignisse erinnere, muß ich ein „leider“ beifügen.

Wir befanden uns gerade auf dem Wege zum Büro, um unsere Abreise bekanntzugeben, als das Fräulein Mack über die Treppe herabgestiegen kam. Wenn ich an dieser Stelle auch einfügen muß, daß die bisherige weibliche Gästefchaft teils aus bejahrten, teils aus wenig ansprechenden Damen bestanden hatte, so konnte die Schönheit des Fräulein Mack doch auch ohne jeden Vergleich, siegreich vor sich selbst, bestehen. Ein „Weidenreis im Morgenwind“ nannte sie von Schooten, der bisweilen zu poetischen Umschreibungen neigte. Eine nicht unbescheidliche Würde ließ mir allerdings den Vergleich als wenig glücklich erscheinen, und wenn ich dafür das Wort „Göttin des Sommers“ prägte, konnte diese Bezeichnung ohne Übertreibung als weit geistvoller gelten. Ganz zu schweigen von der flachen Äußerung des Grafen, der nur mehrmals „Strammes Weib!“ vor sich hinmurmelte.

Während wir so dem Fräulein Mack nachsahen, wie sich unter ihrem hauchdünnen Sommerkleid die vielen Umrisse klassisch geformter Beine abzeichneten, kamen wir wohl gleichzeitig auf den Gedanken, daß die Wetterprognose der Direktorin Hägeli immerhin einige Beachtung verdiene. Ja, van Schooten glaubte sogar, untrügeliche Zeichen baldigen Witterungswechsels zu verspüren, während es dem Grafen gerade noch rechtzeitig einfiel, daß die Lage von Chamonix seiner Herzlichkeit abträglich sei. Im übrigen bestünde der Zweck des Daseins schließlich nicht im Bridge, und solange es noch schöne Frauen auf der Welt gäbe, erachte er es für angemessen, das tägliche Spiel auf die Dauer von fünf Stunden zu beschränken. So blieben wir denn im „Beau Rivage“ — leider, wie ich wiederum bemerken muß —

Noch am gleichen Abend machte ich die Bekanntschaft des schönen Fräulein Mack. Wir tanzten einige Male miteinander, und als mich von Schooten und herach der Graf bat, ihnen meine Partnerin vorzustellen, mußte ich diesem Ersuchen wohl stattgeben. Daß ich es mit innerem Widerstreben tat, will ich unvernünftig eingestehen, denn die Absichten der beiden Herren erschienen mir keineswegs einwandfrei. Auch konnte es in den folgenden Tagen nur mein Mißtrauen erwecken, wenn sich der saloppe Herr van Schooten nunmehr sorgfältig pflegte, und Graf Lundström die weitere Beteiligung am Bridge mit der Begründung ablehnte, daß es sich um den kindlichen Zeitvertreib im Ruhesland lebender Eunuchen handle. „Sie sind wohl in Fräulein Mack verliebt!“ forschte er mich an einem der nächsten Tage aus, und sah mich dabei scharf an. Nun, man will sich als Mann nicht gerne lächerlich machen, und so murmelte ich denn etwas von „nettem Mäuschen“, deren es noch viele auf der Welt gäbe. Ich würde es ihnen auch dringend abraten, sich in Fräulein Mack zu verlieben; für Lundström stört, „denn Sie dürfen einen alten Kenner glauben: Die Dame ist vollkommen temperamentlos, fischblutig, ein Salbinger!“ „Graf Lundström hat recht!“ bestätigte van Schooten eifrig, „Sie

würden besser daran tun, Ihre Liebe an einen Eisklumpen hinzuschmelzen, als Ihre Zeit mit dieser Wasserike zu vergeuden!“ „Merkwürdig, das gleiche wollte ich Ihnen auch sagen!“, antwortete ich den Herren mit tiefer Befriedigung, „ich habe manchmal sogar das Gefühl, als ob Fräulein Mack eine Abnormität sei.“ „Großartig beobachtet!“ stimmte mir der Graf freudig zu, während van Schooten beißend sein Glas auf unser Wohl leerte. Ich gebe den Wortlaut dieses Gespräches mit Absicht wieder, weil es die heimtückische Verlogenheit meiner beiden Partner am schärfsten kennzeichnet.

An diesem Abend schien es mir, als ob sich Fräulein Mack beim Tanz so hingebungsvoll in meinen Arm schmeigte, daß ein kühnes Wort gesagt werden konnte. „Ich hab' dich lieb!“ hauchte ich deshalb, zärtlich und drängend zugleich, in ein goldbraunes, nach Zedernholz duftendes Lockengewirre. Fräulein Mack schien das Wort zu überhören und sah nach der Seite. Nun, Frauen verhalten sich derartigen Überraschungen gegenüber verschiedenartig, Schweigen aber bedeutet nur in den seltensten Fällen Ablehnung, wie mich Erfahrung lehrte. Das Herz will sich sammeln, sucht nach dem einen, dem einzigen Ausdruck, der dem Erlebnis des Augenblicks entspricht. So dachte ich wenigstens und sah es deshalb auch ohne eifersüchtigen Regung, daß mich der Graf und van Schooten im Tanze ablösten.

Wieder lag meine Hand auf Fräulein Mack's blütenweißer Schulter, während die Geigen der Zigeuner zu Leidenschaft und Zärtlichkeit aufrufen. Eine fröhliche, ja ausgelassene Stimmung schien meine Partnerin ergriffen zu haben. Es ist der Jubel ihres Herzens, sagte ich mir freudig, es ist der Ansturm ihrer Sinne, der die geübten Tänzerin durchdringt Überwältigt vom Rausch der Stunde näherte ich meinem Mund dem kaum sichtbaren, im Lockengewirre vergrabenen Ohr und flüsterte heiß und drängend: „Welche Nummer hat Ihr Zimmer?“ „Wie — wie meinen Sie?“ fragt Fräulein Mack, und daß es belustigt geschah, dessen konnte ich mich erst später erinnern. „Du sollst mir die Nummer deines Zimmers nennen!“ wiederholte ich, diesmal mit dem beherrschenden Ton des Mannes. „Nummero einhundertsiebenzehn“, sagt Fräulein Mack rasch und mit einer

leidenschaftslosen Nüchternheit, die mich peinlich berühren mußte, wenn ich nicht vom Glück des Augenblicks überwältigt würde. „Ein Uhr!“ hauchte ich in den berauschednden Zedernduft — „einhalb zwei kommt es na kurz, befehleung aus lächelndem Mund zurück. Schweigend beenden wir den Tanz.“

Als ich an meinen Tisch zurückkehrte, finde ich den Grafen und Herrn van Schooten bei einer Flasche Champagner in aufgeräumter Stimmung. Lundström trinkt auf das Wohl aller schönen Frauen der Welt, von Schooten auf das Glück flüchtiger Liebestunden. Beseelt von meinem Geheimnis schließe ich mich den beiden mit aufrichtiger Begeisterung an. Als wir uns voneinander verabschiedeten, um unsere Zimmer aufzusuchen, geschieht es mit einer Herzlichkeit, wie sie seit der Zeit unserer Bekanntschaft noch nie bestanden hatte.

Ich rasiere mich sorgfältig, besprengte mein Haar mit Lavendelwasser und kleide mich in mein Pyjama. Das Zimmer 17 liegt weitab in einem Seitenflügel des Hotels, doch sind die Gänge menschenleer. Ich klinke behutend auf und schlüpfe durch den schmal geöffneten Türspalt behende in den dunklen Raum des Zimmers. Tiefes, regelmäßiges Atmen kommt aus einer Ecke. „Liebling!“ flüstere ich und wiederhole es mehrmals mit verstärkter Stimme. Als die Atemzüge aussetzen, schalte ich das Licht ein. Das abgeschirmte Bettlämpchen blinkt auf und wirft einen kreisförmigen Schein über einen grau melierten, weit über das Laken ausgebreiteten Vollbart. Es dürfte wohl kaum nötig sein, meine peinliche Überraschung zu beschreiben. Wortlos schalte ich das Licht aus und haste in mein Zimmer zurück. Hatte ich die Nummer falsch verstanden? Konnte sie nicht ebensogut einhundertsiebentundsechzig geäußert haben? Oder einhundertsiebentundsechzig? Quälende Zweifel nagten an mir. Mehr aber noch bedrückte mich das Gefühl des Ehrenmannes, daß sich eine Frau in Sehnsucht vergeblich nach mir verzehre. Ich verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am Frühstückstisch mußte mir die niedergeschlagene Stimmung des Grafen und des Herrn van Schooten auffallen. Lundström sprach wieder von Chamonix, und van Schooten befürchtete das baldige Ableben seiner Tante in Amsterdam. Im übrigen machte sich eine unverkennbare Erregung im Hause bemerkbar. Direktor Hägeli legte mit fliegendem Cut durch die Säle, musterte dann wieder diesen und jenen der Gäste mit scharfem Blick und versetzte dazwischen ohne ersichtlichen Grund dem Pikolo eine Maultschelle. „Was soll das bedeuten?“ frag van Schooten mit etwas seiner Stimme den Kellner. „Peinliche Sache!“ flüsterte dieser uns zu, „ein Dieb hat es heute Nacht dreimal versucht, sich bei Herrn Oberkonsistorialrat Bluntschli auf Zimmer Nummer einhundertsiebentundsechzig einzuschleichen.“ Der Kellner flatterte ab. „Wer waren die anderen zwei?“ entfuhr er unüberlegt Herrn van Schooten. „Ich glaube, diese Frage noch weiter einschränken zu können“, sagte Lundström und maß mich dabei mit einem eisigen Blick, „wer war der dritte?“ Ein betroffenes Schweigen entstand. „Im übrigen“, fuhr der Graf fort, „liebe ich es nicht, in einem Haus zu wohnen, in dem eine Kokotte ihre unpassenden Scherze treibt. Mein Wagen wird sich in einer Stunde auf dem Weg nach Chamonix befinden.“ „Ich werde mich beeilen müssen, um noch den Anschlag nach Amsterdam zu erreichen“, meinte van Schooten und erhob sich rasch von seinem Stuhl. Wir verabschiedeten uns kühl voneinander und reisten nach verschiedenen Richtungen ab.

Betrunkn im Pflözgarten

Von Georg von der Vring

Blumenmilch, die ausgegoffen,
Duftet, wie sie duften soll;
Hab ich tiefen Trunk genossen,
Fall ins Weet ich toll und voll,
Säng ich rau und unverdrossen
Meine Melodie in Moll.

Vom verpöngten Tau begoffen,
Der mich, scheint's, ermdeten soll,
Rühr ich wie ein Fisch die Flossen,
Dank ich weiter toll und voll,
Säng ich rau und unverdrossen
Meine Melodie in Moll.

Sinter mir war's ausgegoffen
Wie mit Krügen süß und voll,
Kommt ein Strom von vorn geflossen,
Kern ich herrlich, was ich toll,
Säng ich rau und unverdrossen
Meine Melodie in Moll.

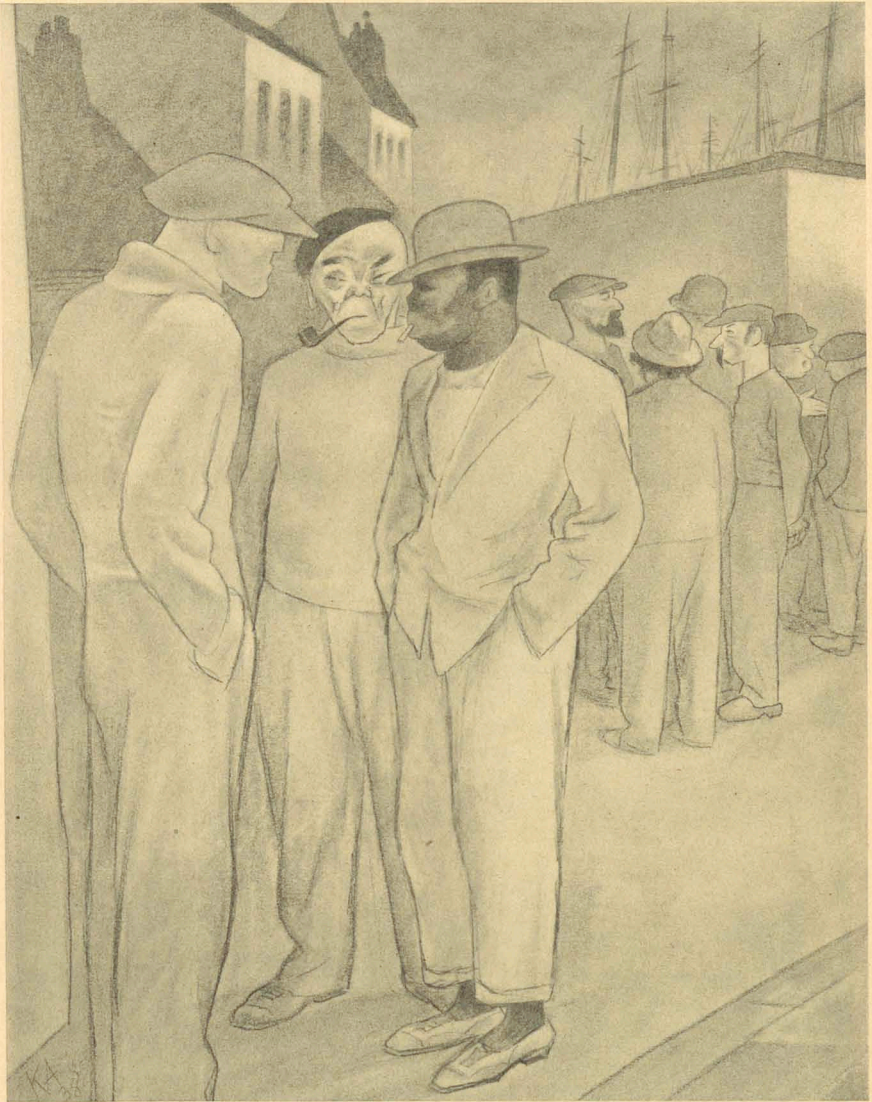
VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRSH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftföhler: Walter Foltz, München.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Verlagsbuchhandlungen, Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. N. II, 38. 1925. Unverlegte Einserungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiläufig. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftföhler und Verleger: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postfachkonto München 9720. Erfüllungsort München.

Verantwortlicher Anzeigenerleiher: Gustav Scheerer, München. — Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Verlagsbuchhandlungen, Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 5, gültig ab 1.7.1937. D. N. II, 38. 1925. Unverlegte Einserungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiläufig. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftföhler und Verleger: München, Sendlinger Str. 80, Fernruf 1296. Postfachkonto München 9720. Erfüllungsort München.

Volksfront in Marseille

(Karl Arnold)



„Daladier spricht von nationaler Pflicht zur Arbeit — er scheint nicht zu wissen, daß uns die Internationale das Recht zum Streik gibt.“



„Siehst Du, meinen Speicher habe ich schon längst entrümpelt,
jetzt geht's an den Keller: der alte Wein muß weg!“